



Den Eltern entrissen: Der Überlebende Bernd Haase zeichnete die "Kinderaktion", bei der die SS am 22. 4. 1944 über 100 Kinder ermordete
Abbildung: Privatbesitz Bernd Haase

Ein vergessener Ort des Holocausts

Eine Ausstellung in Hamburger Rathaus erinnert an den Holocaust-Tortort Riga, insgesamt 25.000 Menschen starben, darunter 753 Hamburger Jüdinnen und Juden

Von Petra Schellen

Es ist ein vergessener Ort des Holocaust, abgelegen, im Osten, noch unbekannter als Babyn Jar bei Kiew, wo SS und Wehrmacht 1941 in zwei Tagen 33.000 Jüdinnen und Juden erschossen. Dabei gab es während des Zweiten Weltkriegs in Ostmitteleuropa etliche Massenerschießungen durch Deutsche, unter anderem in Maly Trostenez bei Minsk.

Auch die lettische Hauptstadt Riga war solch ein Ort, und wer in Hamburg „Stolpersteine“ für in der NS-Zeit Deportierte liest, findet oft Minsk und Riga als Todesorte. 753 Hamburger Jüdinnen und Juden wurden vom dortigen „Hannoverschen Bahnhof“ aus nach Riga deportiert. Insgesamt 25.000 Menschen aus Deutschland, Wien, Prag und Brunn wurden 1941 und 1942 in die lettische Hauptstadt verschleppt, etwa 1.000 überlebten.

Dabei hatte die lettische Bevölkerung, als die Deutschen kamen, schon Deportationen durch die Sowjetunion hinter sich, die das Land 1940 infolge des Hitler-Stalin-Pakts besetzt hatte. Im Juli 1941, nach dem Angriff auf die Sowjetunion, besetzten die Deutschen Lettland, initiierten Pogrome und errichteten das Rigaer Getto. Dort lebten auf engstem Raum fast 30.000 Menschen.

„Das Getto lag in der Moskauer Vorstadt, einem ärmlichen, bis dato von polnischen und russischen Arbeiterfamilien bewohnten Viertel“, sagt Franziska Jahn. Sie hat über das Getto Riga-Kaiserwald promoviert und als Mitarbeiterin der KZ-Gedenkstätte Neungamme eine Wanderausstellung konzipiert, die nach einer ersten Station in Riga jetzt in Hamburg gezeigt wird. Sie soll Riga stärker ins Bewusstsein rücken – auch als Ort von Massakern durch die Deutschen.

Davon gab es viele. Als im September 1941 der erste von 25 Deportationszügen in Riga ankam, war das Getto bereits überfüllt. Die SS ermordete die Neuankommlinge sofort im nahen Wald von Rumbula. Die nächs-

ten 4.000 Verschleppten brachte man in einen verlassenen Gutshof, das spätere „Lager Jungfernhof“. Und um das Rigaer Getto für weitere „Transporte“ aus Deutschland „freizumachen“, erschossen lettische und deutsche SS-Leute 1941 in drei Tagen 27.000 Jüdinnen und Juden.

In den folgenden Wochen kamen Zehntausende weitere Deportierte an. Und abermals „schuf man Platz“: Im Zuge der „Aktion Dünamünde“ forderte die SS im Getto und im Lager Jungfernhof all diejenigen auf, sich zu melden, die eine leichtere Arbeit in der Fischkonservenfabrik im Lager Dünamünde woll-

In der Sowjetunion wurden einige Täter zum Tode verurteilt, während deutsche Gerichte oft Milde walten ließen

ten. Doch es war eine Falle. 1.900 von der SS als „arbeitsunfähig“ diffamierte Menschen lieferten sich selbst aus und wurden im Wald von Bikernieki bei Riga erschossen. Auch der Hamburger Rabbiner Joseph Carlebach, seine Frau und drei seiner Kinder waren darunter.

Trotzdem sicherte „Arbeitsfähigkeit“ im NS-Staat nicht immer das Überleben: Mitte 1943 befehl SS-Chef Heinrich Himmler, die Gettos im besetzten Litauen, Lettland und Estland aufzulösen und die Überlebenden in KZs zu bringen. Daraufhin errichtete die SS das Getto Riga-Kaiserwald, in dem mehrere Tausend Menschen darben.

An all das erinnert man lange nicht. „In Lettland war man mit dem Trauma der Deportationen 1940 und 1941 durch die Sowjets befasst“, sagt Franziska Jahn. „Und der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus wurde nach 1945 im dann wieder sowjetisch besetzten Lettland aus ideologischen Gründen nicht offiziell gedacht. Die Inschriften ehren

immer, alle sowjetischen Opfer des Faschismus“, sagt sie. Einziges Zugeständnis: Auf dem Gedenkstein, den Überlebende 1963 im Wald von Rumbula errichteten, steht der Text auch auf Jiddisch.

Seit 2001 steht im Wald von Rumbula auch eine vom Volksbund der Deutschen Kriegsgräberfürsorge initiierte Holocaust-Gedenkstätte, seit 2002 eine international finanzierte im Wald von Bikernieki. Auch in Riga begann das offizielle Gedenken spät: Zwar eröffnete 1989 auf Betreiben des Holocaust-Überlebenden Margers Vestermans ein jüdisches Museum. 2010 kam ein Getto-Museum hinzu. „Es steht nicht auf dem Gelände des einstigen Gettos, sondern in der Nähe“, sagt Franziska Jahn. „Und leider sind die erhaltenen Holzhäuser des einstigen Gettos nicht gekennzeichnet.“

Auch in Deutschland bleibt das Gedenken an den NS-Tatort Riga verhalten, muss eigens aufgesucht werden: auf den erwähnten „Stolpersteinen“ und auf Tafeln am einstigen „Hannoverschen Bahnhof“ etwa. „Auch die Gedenktafel am Neustädter Bahnhof in Dresden, von dem aus Deportationszüge nach Riga fuhren, wird von PassantInnen kaum bemerkt“, sagt Franziska Jahn.

Bleibt die Frage nach den Tätern: Neben der Wehrmacht sind deutsche Polizeibataillone sowie deutsche und lettische SS-Männer zu nennen – etwa der lettische SS-Offizier Viktors Arajs. Dessen „Jagdkommando“ hatte schon vor der deutschen Besatzung lettische Jüdinnen und Juden verfolgt und ermordet. 1979 wurde er wegen gemeinschaftlichen Mordes an 13.000 Menschen von einem Hamburger Gericht zu lebenslanger Haft verurteilt, die er auch absaß.

Der SS-Mann Friedrich Jekeln wurde 1945 in Lettland gefangen genommen, 1946 von einem sowjetischen Militärtribunal wegen der Ermordung von über 47.000 Menschen zum Tode verurteilt und zusammen mit weiteren SS-Männern und

Wehrmachts-Offizieren öffentlich gehängt.

Deutsche Gerichte urteilten milder. Rudolf Seck etwa, SS-Kommandant des Lagers Jungfernhof, der Tausende Juden für die Erschießung im Wald von Bikernieki „selektiert“ hatte, sagte, er habe nicht gewusst, was mit diesen Menschen passieren sollte. Das Landgericht Hamburg verurteilte ihn dennoch 1951 zu lebenslanger Haft. 1964 kam er frei, als sei nichts geschehen.

Und doch bleiben Bilder und Geschichten. So präsentiert die Hamburger Ausstellung zum Beispiel den Abschiedsbrief Erich Chotzens, der mit seiner Frau freiwillig einen Deportationszug bestieg, um die Schwiegermutter zu begleiten; alle starben. Anderswo die offizielle Ablehnung eines Visa- bzw. Ausreisetrags sowie ein Brief von Betroffenen, aus dem die Verzweiflung über die nun unabwendbare Deportation spricht.

„Besonders berührt hat mich das Foto von Mosche und Josef Schultz – zweier kleiner Jungen, die im Getto vor einer Mauer stehen“, sagt Franziska Jahn. „Es ist eins der wenigen Fotos in der Ausstellung, das nicht die Täter gemacht haben, sondern der Vater der Jungen“, erzählt Franziska Jahn. „Familie Schultz wurde aus Köln erst ins Rigaer Getto deportiert, nach dessen Auflösung ins KZ Riga-Kaiserwald. Dort war Herbert Schultz der Häftlingsälteste, der auch die Kommunikation zwischen Tätern und Opfern übernahm.“

Privilegiert war er deshalb nicht: Als die SS 1944 eine „Kinderaktion“ anordnete, wurden auch Schultz' Söhne aus dem Lager geholt und in Riga oder den umliegenden Wäldern ermordet. Das erwähnte Foto zeigt die Jungen wenige Monate vor ihrem Tod. Die Eltern haben überlebt und 1950 noch einen Sohn bekommen, den heute in Antwerpen lebenden Bernd Schultz. Er hat mir einen Scan des Fotos seiner Brüder zur Verfügung gestellt, die er nie kennen gelernt hatte.“

Die von der KZ-Gedenkstätte Neungamme konzipierte Ausstellung „Der Tod ist ständig unter uns. Die Deportationen nach Riga und der Holocaust im deutsch besetzten Lettland“ ist bis zum 8. 2. im Hamburger Rathaus zu sehen.

orte des wissens

„Graue Literatur“ kommt aus dem Schatten

Das Hildesheimer Hornemann-Institut stellt bislang nur vor Ort verfügbare Restaurations-Fachliteratur online und packt außerdem „Welterbe“-Koffer für Kinder, um auch Geschichte zum Anfassen zu bieten

Verblasste Schriftrollen, abblätternde Malereien, gebrochene Statuen – mit der Zeit drohen die letzten Überbleibsel unserer Geschichte zu verfallen. Dieses Kulturerbe zu erhalten, haben sich Denkmalpfleger:innen und Restaurator:innen weltweit zur Lebensaufgabe gemacht. Doch wie soll ihnen das gelingen, wenn sie ihr Wissen nur aus jenen Fachbüchern erwerben können, die bei ihnen vor Ort sind? „Viele Bücher, die bei uns als Standardwerke im Regal stehen, gibt es in den meisten anderen Ländern gar nicht“, erklärt die Kulturpädagogin Angela Weyer, Leiterin des Hildesheimer Hornemann-Instituts. Benannt ist es nach dem 1772 geborenen Hildesheimer Afrikaforscher Friedrich Konrad Hornemann.

1998 im Zuge der Expo 2000 gegründet und zunächst von einem gemeinnützigen Verein getragen, sucht das Institut das Problem unfair verteilten Wissens über die Restaurierung und Erhaltung kulturellen Erbes zu lindern. „Als wir damals angefangen haben, Fachliteratur kostenlos zugänglich im Internet zu veröffentlichen, waren wir echte Vorreiter“, sagt die Institutschefin.

Forschung im Logenhaus

Bis heute steht das „E-Publishing“ im Zentrum der Arbeit des Instituts, das seit 2003 der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst (HAWK) angegliedert ist. Und ob es um Projekt- und Forschungsberichte oder Grundlagenliteratur aus den Restaurationswissenschaften geht – auf der Website werden alle fündig, die sich für den Schutz von Kulturgütern interessieren.

Seit letztem Jahr arbeitet Angela Weyer mit einer Restauratorin und zwei wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen im Hildesheimer Logenhaus, einem 360 Jahre alten denkmalgeschützten Gebäude mit roten Fenstern und grünen Holzbalken. Bis dato hatte das Institut – nach dem Auszug aus dem Kaiserhaus, einem Renaissance-Bau – 21 Jahre in einem Nachkriegsbau residiert. Nun rückte man auch geografisch näher an die HAWK heran.

In ihrer Arbeit kämpfen die Mitarbeiter:innen gegen das an, was sie „graue Literatur“ nennen: unveröffentlichte Werke, in denen so viel Wissen steckt, auf das Restaurator:innen weltweit angewiesen seien, sagt die Institutschefin. Oft gehe es um grundlegende Methoden, wie Kulturerbe gepflegt und erhalten werden könne. „Wir machen dieses Wissen im Internet für alle Menschen weltweit zugänglich, um ihnen zu helfen, ihr eigenes Kulturgut zu schützen“, sagt Angela Weyer.

„Welterbe“-Koffer für Kinder

Die Kenntnisse und Erfahrungen im Umgang mit historischen Kulturgütern zu verbreiten, gelingt dem Hornemann-Institut auch mit deutsch- und englischsprachigen Online-Restaurationskursen, an denen alle Interessierten teilnehmen und bei erfolgreichem Abschluss Zeugnisse erwerben können. So findet ab April ein Kurs statt, bei dem die Teilnehmenden lernen, wie Schimmel auf historischen Dokumenten entsteht und was man dagegen tun kann. Noch in diesem Jahr soll der Onlinekurs übersetzt und auf Englisch angeboten werden, um auch dieses Wissen international zu teilen.

„Bildung über unsere Kulturgüter für alle“ – das ist das Motto der Institutschefin. Um Kulturgüter also auch für Kinder erfahrbar zu machen, stellt das Institut sogenannte „Welterbe“-Koffer“ zusammen, die sich Lehrer:innen für ihren Unterricht ausleihen können. Begeistert erzählt Angela Weyer von einem der Koffer mit replizierten Stückfiguren, deren Originale seit dem 12. Jahrhundert in der Hildesheimer Michaelskirche hängen: „Die Kinder können die Figuren in die Hand nehmen, daran riechen und mit Werkzeug an dem Material kratzen. Nur so bekommen sie ein Gefühl für die Geschichte – und können sie anfassen.“

Lea Scholz